

Menschen werden, was sie schon sind

TEXT ARND BRUMMER



DER BISCHOF

Horst Hirschler ärgert es noch heute, wenn Akademiker hochnäsiger auf Handwerker und Arbeiter herabsehen. Für den Theologen mit abgeschlossener Elektrikerlehre klingt ein handwerklicher Fachdialog „wie Musik“. Der Ruheständler versucht sich als Goldschmied

BERUFE



DIE LEHRERIN

Beate Schelmat-von Kirchbach betrachtet sich als eine Gewinnerin der Wende in der ehemaligen DDR. Da sie aus einer rebellischen Pastorenfamilie stammt, empfanden es die Verantwortlichen in Partei und Behörden bereits als „Unverschämtheit“, als sie sich für den Lehrerberuf interessierte

BERUFE

„Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen“, schreibt der Philosoph Theodor W. Adorno in seinen „Minima Moralia“. Adorno hat geistige Verwandte in Bad Lausick in Sachsen und im schönen Tutzing am Starnberger See. Adorno hat einen Gesinnungsgenossen im niedersächsischen Dorf Loccum, in der badischen Kleinstadt Neckargemünd und in Hamburg. Wer fest gesteckte Lebensziele erreichen will, muss sehr flexibel sein. Um beweglich zu bleiben, braucht man eine Menge Sturheit. Sechs Menschen auf der Suche nach ihrem beruflichen Sinn, auf eigene Faust unterwegs

DER KAPITÄN (BETRIEBSWIRT) Wenn man dem Gymnasiasten Karl Hofstätter aus Neckargemünd bei Heidelberg die Frage gestellt hätte, was er sich beruflich so vorstelle, die Antwort hätte in die Richtung gewiesen, die er später einschlug: mit dem Schiff unterwegs sein. Fahren. Hofstätter, Jahrgang 1957, bereit seit 18 Jahren als Kapitän und Eigner mit seinem Kahnhotel Liberté die Wasserstraßen Europas.

Der Mann tut, was das Kind in ihm immer wollte: „Ich bin am Neckar aufgewachsen. Schon als kleiner Junge hockte ich stundenlang am Fluss und habe den Schiffen nachgeträumt.“ Inzwischen ist er mit seinem eigenen Schiff, das er nach seinem Lebensrausch Freiheit getauft hat, ganz schön rumgekommen. Er hat auf der Seine mitten in Paris festgemacht, fuhr auf der Donau nach Budapest, schaute von der Rhonemündung ins Mittelmeer und ankerte letzte Woche vor dem Berliner Reichstag. Seine Kreuzfahrten quer durch Europa sind oft schon ein Jahr vorher ausgebucht.

Dennoch gab es Zeiten, „in denen ich das Schiff verflucht habe“. Etwas, als seine Ehe in die Brüche ging. Als Vater sieben Monate von zu Hause weg, die Familie hielt das nicht aus. „Da hätte mir nur ein Geld anbieten müssen und ich hätte ihm die Liberté verkauft.“ Aber auch im Alltag einer Saison von April bis Oktober ereilt ihn bisweilen der Gedanke ans Aufhören: „Rund um die Uhr arbeiten, fahren, einkaufen, für die Gäste da sein, das macht manchmal sehr müde. Doch dann kommt der nächste Tag. Das Schiff tuckert leise vor sich hin, schiebt durch einmalige Uferlandschaften. Da denkt man dann wieder: ein schöner Beruf – mein Schiff, mein Leben!“ Deshalb findet er es noch heute richtig, dass er sein Wirtschaftsstudium abbrach, Geld zusammenkratzte und statt einer Bürolaufbahn das Kreuzfahren wählte.

Dass es dazu kam, lag unter anderem an der Bundeswehr, die Karl Hofstätter aus dem Studium holte. „Während der stupiden Dienstzeit habe ich Zeit zum Nachdenken und malte mir meine Zukunft aus. Leben auf dem Schiff, frei sein, mit Menschen zu tun haben und damit den Lebensunterhalt verdienen.“ Zwar kehrte Hofstätter noch einmal an die Uni zurück, „aber nur, um auf die richtige Gelegenheit, das richtige Schiff zu warten“.

Weil das Geschäft so gut lief, rieten ihm Freunde bald, weitere Schiffe zu kaufen und Reeder zu werden. Das wollte der Kapitän nicht: „Das hätte genau in die Falle geführt, ins Büro. Da wollte und

will ich nie hin. Selbst wenn es mir mal keinen Spaß mehr macht, sieben Monate auf dem Wasser zu leben.“

DIE LEHRERIN (RÖNTGEN-ASSISTENTIN, PASTORIN) „Das Leben ist zwar blöd gelaufen“, sinniert Beate Schelmat von Kirchbach, „aber letztlich doch ganz richtig.“ Die Leiterin der Evangelischen Fachschule für Sozialwesen in Bad Lausick bei Leipzig wollte mit 15 Jahren werden. Da sie aus einem rebellischen Pastorenhaus kam, empfanden zu DDR-Zeiten die Verantwortlichen der Partei und der Behörden im sächsischen Meißen schon allein ihre Bewerbung als „Unverschämtheit“.

Also schminkte sie sich ihren Lebenstraum ab und ließ sich zur medizinisch-technischen Assistentin ausbilden. Sechs Jahre lang bestrahlte sie von morgens bis abends Krebskranke in der Leipziger Uni-Klinik und litt weniger an der Konfrontation mit Sichtlichem und Tod als an dem herrschenden Menschenbild und seiner Sprache. „Wenn ein älterer Patient starb, hieß das: Da hat wieder einer sein Sterbchen gemacht. Ich fand und finde das bis heute entwürdigend.“

Mit 25 sagte sich Beate von Kirchbach: „Genug davon. Ich muss etwas anderes versuchen.“ Aber was? Viel blieb ihr nicht als „gesellschaftlich rückständiger“ Christin. Deshalb hat sie nach den Jahren im Krankenhaus „aus Langeweile Theologie studiert“, obwohl ihr die immer „viel zu abstrakt war und zu theoretisch“. Pfarrerin sein, das hat ihr später dagegen Spaß gemacht, denn da war der Weg zum Lehrerberuf nicht mehr so weit. Nach dem Studium hat sie zunächst als Sekretärin gearbeitet und als Verkäuferin im Briefmarkenhandel.

Der Mensch wird, was er schon ist, formulierte einst der griechische Dichter Pindar. Beate Schelmat von Kirchbach kann es bestätigen. Sie erreichte ihr Lebensziel Lehrerin mit der Wende in der DDR vor zwölf Jahren jenseits der dreißig. Als Gemeindepfarrerin in der Leipziger Vorstadt Volkmannsdorf durfte sie endlich in einer Schule unterrichten. „Religion ohne Bezahlung, weil ich es wollte. Ich durfte endlich selbst leben, anstatt mich leben zu lassen.“ Genau dies möchte sie den Erzieherinnen vermitteln, die sie seit 1995 in Bad Lausick ausbildet.

Dass es im Realsozialismus anders lief, störte sie am meisten: „Es ging darum, die Leute zu funktionalisieren: Wir bringen dich in eine bestimmte Lage, dann funktionierst du richtig, dann lebst du, wie wir es wollen.“ Beate Schelmat von Kirchbach hatte nicht funktioniert. „Mit der Wende begann für mich in vielerlei Hinsicht ein neues Leben. Jetzt bin ich bei mir angekommen.“

DER SCHAUSPIELER (PUTZMANN, KRANKENPFLEGER) Als der Schauspieler Michael Gerlinger noch im rosaroten Overall seiner eigenen Reinigungsfirma Casinos und Bordelle am Bodensee putzte, hatte Arbeiten für ihn nur einen einzigen Sinn: „Mit möglichst wenig Aufwand für paar hundert Mark verdienen, die ich zum Leben brauchte.“

Leben hieß essen, trinken, auf der Straße Theater spielen, Spaß haben. Die Boheme der 80er-Jahre. Hätte den heute 33-Jährigen damals, nach der mittleren Reife, einer gefragt, was er mal werden wollte, Gerlinger hätte ihm wahrscheinlich geantwortet: was ich bin, Schauspieler. Putzmann zu sein, das war eben eine Rolle im Theater des Lebens, bis Gerlinger das Theater zum Lebensinhalt machte.

Dass das Agieren auf einer Bühne sein Ding ist, stellte Michael Gerlinger mit 14 Jahren fest: „Ich war Mitglied einer Punkrock-



DER KAPITÄN

Dass er sein Wirtschaftsstudium abbrach und eine kaufmännische Laufbahn in den Wind schlug, um mit dem eigenen Kahnhotel über Europas Wasserstraßen zu kreuzen, hat Karl Hofstätter nicht bereut. Auch wenn es Zeiten gab, „in denen ich das Schiff verflucht habe“

Band, habe Schlagzeug und E-Gitarre gespielt. Auf einer Bühne im Licht stehen, alle schauen auf mich – das fand ich riesig.“ Daran hat sich nichts geändert.

Wenn Michael Gerlinger heute hinter der Bühne des Hamburger Thalia Theaters auf seinen Auftritt in Tomaz E. Pandurs Dante-Drama „Inferno“ wartet oder vor seinem Soloabend „An die Deutschen“ durch den Vorhang im Kleintheater „Bühne Atrium“ lugt, fragt er sich manchmal vom Lampenfieber gepeinigt: „Wieso tust du dir das an? Warum dieser Stress?“ Um sich diese Frage nach dem Schlussapplaus selbst zu beantworten: „Deswegen!“ Wobei die Zustimmung des Publikums nur die halbe Miete ist: „Ich möchte spielen. Ich wache an der Schauspielerlei. Und ich brauche auch das Scheitern.“

Scheitert ist Gerlinger oft genug – würden bürgerliche Gemüter urteilen. Fünf-, sechsmal fiel er durch die Aufnahmeprüfungen an diversen Schauspielschulen. Umgeworfen hat ihn das nicht. „Ich verfüge über das Talent, mir in solchen Situationen selbst Trost zu spenden, etwa mit dem Satz: Wenn sie dich nicht wollen, sind sie selbst schuld; dann haben sie dich nicht verdient!“ Er schließlich wusste, dass er schon längst war, was er werden sollte: Schauspieler.

Ein halbes Jahr hat Gerlinger als Kranken- und Altenpfleger gearbeitet. „Das war okay. In dieser Zeit hat die Theaterseite in mir geschlafen. Dann habe ich Ernst gemacht.“ Er bewarb sich an der privaten Hamburger stage school for dance and drama, um Tanz und Schauspiel zu studieren. Es klappte. Die Tür zum Lebensberuf ging auf.

DIE ÄRZTIN (SCHAUSPIELERIN) Dass sie über vierzig Jahre alt werden musste, um endlich die zu werden, die sie schon immer sein wollte, war das Einzige, was Marianne Koch bedauerte, als sie 1970 beschloss, keine Filme mehr zu drehen, sondern auf die Uni zu gehen und ihr achtzehn Jahre zuvor unterbrochenes Medizinstudium abzuschließen. „Ich habe mich geärgert, dass ich diese Entscheidung nicht schon ein paar Jahre früher getroffen habe.“

Im ersten Semester Medizin war Marianne Koch 1950 für den deutschen Nachkriegsfilme entdeckt worden. Ein unverbrauchtes, schönes Gesicht. Mit Curd Jürgens drehte sie 1954 einen der Kultfilme der fünfziger Jahre, „Des Teufels General“ nach Carl Zuckmayers Drama, bekam für ihre Rolle der Diddo Geiss den Bundesfilmpreis und einen Berg anderer Auszeichnungen. Hollywood wurde auf das Münchner Fräulein aufmerksam und holte sie über den Großen Teich. Für die Studentin aus Trümmer-Deutschland ein Kulturschock: „Ein eigenes Haus in Beverly Hills, ein tolles Auto. Als ich sagte, ich könne gar nicht Auto fahren, wurde mir kopfschüttelnd bedeutet: Jeder Mensch kann Auto fahren!“

Die Welt des schönen Scheins hat Marianne Koch nicht überwältigt: „Ich nahm mich in diesem Milieu nie ernst. Und dass ich nicht an mein eigenes Image glauben sollte, brauchte man mir nicht oft zu sagen. Ich tat es sowieso nicht.“ Sicher, es sei toll gewesen, mit dem bewunderten Gregory Peck zu drehen – „übrigens ein höchst angenehmer, liebenswürdiger und intelligenter Mensch.“ Wichtiger ist ihr aus dieser Zeit, „dass ich 1953 neben der Filmerei



DIE SÄNGERIN

Christiane Hohensee hat ihre schöne Altstimme zwar früh entdeckt, aber es dauerte eine Weile, bis sie den Gesang zum Beruf machte. Von der sozialen Arbeit mochte die ehemalige Krankenschwester dennoch nicht lassen. Sie studiert zum Ausgleich Pflegemanagement an einer Fachhochschule



BERUFE

DER SCHAUSPIELER

Michael Gerlinger hat in seinem Leben viele Rollen gespielt, etwa die des Gebäudereinigers oder Alten- und Krankenpflegers. Am liebsten gab er den Hartnäckigen. Er entschloss sich das Theater zum Beruf und die Bühne zu seinem Arbeitsplatz zu machen



DIE ÄRZTIN

Marianne Koch war noch nicht mal 25 Jahre alt, als sie zum Filmstar avancierte. Die Glitzerwelt Hollywoods vermochte sie dennoch nicht nachhaltig zu beeindruckern: „Ich habe mich in diesem Milieu nie ernst genommen.“ Mit vierzig sagte sie dem Kino adieu und schloss ihr Medizinstudium ab

mein Physikum gemacht habe. Sonst hätte ich mich beim Wieder-einstieg ins Studium ungleich schwerer getan.“

Marianne Koch war als deutscher Filmstar das Produkt einer – wenn auch noch bescheidenen – Medienindustrie. Wie gefragtdie öffentliche Neugier sein kann, erfahren sie und die beiden Söhne, als sie sich von ihm man trennte. „Meine Entscheidung, zur Medizin zurückzukehren, hatte ich bereits getroffen. Als aber Boulevard-Reporter meinen Kindern auf dem Schulweg auflauerten, bestärkte mich das in meinem Vorhaben. Die Schere zwischen meinem Image und meinem Ich klappte immer weiter auseinander. Ich empfund meinen Mangel an wirklicher Kompetenz in diesem Beruf.“

Frau Koch erfüllte dem Mädchen Marianne seinen Herzenswunsch: ein Leben mit der Wissenschaft. „Ich fand als Gymnasias-tin das Urteil des Paris ziemlich lächerlich. Ich wollte nie Aphrodi-tes sein, immer Pallas Athene.“

Ein Semester dauerte es, bis Kommilitonen und Hochschulleh- rer die späte Studentin akzeptierten. „Ich glaube, ich habe sie mit meiner Ernsthaftigkeit überzeugt.“ 1974 machte sie „ein tolles Exa- men. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich wirklich stolz auf etwas, das ich erreicht hatte.“

Zehn Jahre baggerte sie im Krankenhaus „wie alle anderen mit Nachschichten und 36-Stunden-Diensten bis zur Facharzt-Anerkennung.“ Dann ließ sie sich als Internistin in München nieder: „An- fangs sorgte sich der eine oder andere Kollege, nun würden alle Pa- tienten in meine Praxis rennen. Das legte sich aber bald.“

Marianne Koch war noch nicht mal 25 Jahre alt, als sie zum Filmstar avancierte. Die Glitzerwelt Hollywoods

Zwölf Jahre praktizierte Marianne Koch. Heute lebt sie in ober- bayerischen Tutzing, schreibt Bücher, veranstaltet Arzt-Patienten- Seminare. Daneben moderiert sie im Bayerischen Rundfunk eine wöchentliche Gesundheitssendung. „Mein Thema bei all diesen Aktivitäten ist die sprechende Medizin. Wenn die Patienten mehr Verantwortung für ihre Gesundheit übernehmen sollen, müssen sie mitreden können. Leider haben unsere Funktionäre die sprechende Medizin fast abgeschafft.“ Öffentlich eine Rolle zu spielen, das macht ihr nach wie vor Spaß – die selbst geschriebene Rolle, die im echten Leben, nie mehr die fremde im Film.

DER BISCHOF (ELEKTRIKER) Horst Hirschler hat als Kind nie davon geträumt, dass die Menschen ihn einmal mit Herrn Bischof ansprechen würden. Wie sein Vater lernte der heute 68- jährige zunächst einmal Elektriker. „Mein Vater leitete bis zu seinem frühen Tod 1943 die Betriebselktromotoren im Hildesheimer Bosch-Werk. Wir wohnten direkt gegenüber dem Werk.“

Die Hirschlers waren fromme Leute. Ihr Glaube sorgte für Dis- tanz zum Nationalsozialismus. „Meine Mutter hat sich sehr schwer damit getan, dass ich als Schüler ein begeisterter Hitlerjunge war“, berichtet Hirschler.

Nach dem Krieg zog die junge Witwe ihre drei Kinder mit einer kümmerlichen Rente in Soltau in der Lüneburger Heide auf. Sohn Horst durfte weiter aufs Gymnasium gehen. Als der Besuch der Oberschule 1950 plötzlich 21 Mark Schulgeld im Monat kostete, musste er nach der zehnten Klasse abgehen. Der junge Hirschler

ging zurück nach Hildesheim, trat im Bosch-Werk seine Lehre an. Gleichzeitig engagierte er sich in der Evangelischen Jungenschaft.

Die Ausbildung in der großen Lehrwerkstatt machte ihm Spaß. „Besonders stolz war ich auf eine Schlüsselschraube, die ich selbst hergestellt hatte.“ Die Schraube verschaffte ihm aber auch eine erste Begegnung mit akademischer Arroganz. „Ich fand das Stück so schön, dass ich es an einem Abend meinem Schließelbelleis vor- präsentierte. Für meine handwerkliche Kunst entsetzte ich jedoch bei den Gymnasiasten nicht die Spur von Anerkennung. Dass viele Akade- miker handwerkliche Leistungen nicht würdigen können, ärgert mich heute wie damals.“

Noch als Lehrling meldete sich der Zwanzigjährige zur Abend- schule an, um sein Abitur zu machen: „Um sechs Uhr aufstehen, sieben Uhr bei Bosch, um Viertel vor fünf Betriebsschluss, von sechs bis halb zehn Schule, eine Stunde die Freundin bewegen, von halb elf bis Mitternacht Schularbeiten. Wenn ich mal müde war, deckten mich die Kollegen, liefen mich eine halbe Stunde in einem Kabelschacht versteckt schlafen.“

Was trieb ihn, dieses Programm drei Jahre durchzuhalten? „Ich wollte Jura studieren und Politiker werden wie mein Idol, der Bun- destagspräsident Hermann Ehlers. Der kam aus unserer Jugendbe- wegung und ließ sich bei unseren Tagungen sehen. Wir durften ihn duzen.“

Die Begegnung mit der Theologie, die alles ändern sollte, kam plötzlich: „Gegenüber unserem Lehrlingsheim war das evangeli- sche Predigerseminar eingerichtet worden. Und die Vikare kriegten soziale Anfälle, luden uns Lehrlinge zu Gesprächsabenden ein. Wir redeten uns die Köpfe heiß über die historisch kritische Theologie Rudolf Bultmanns. Dieses radikale Denken, der Streit mit den Vikaren, das war besser als alles Bisherige.“

Die Entscheidung war gefallen. Hirschler studierte Theologie in Bethel, später in Tübingen, Heidelberg und Göttingen, wurde Pastor, leitete das Predigerseminar in Loccum, machte in der Kirche Kar- riere. 1958 wählte ihn die Synode zum Bischof der Landeskirche von Hannover.

Die Theologie wurde zum Lebensberuf, der Kirchenmann blieb dem Handwerk verbunden: „Ich glaube, dass sich aus meiner Hand- werkserfahrung eine ganze Menge Selbstbewusstsein für den Um- gang mit der Theologie gewonnen habe. Wer weiß, wie eine Schrau- be hergestellt wird und wie Drähte gezogen werden, geht nicht leichtfertig mit der Verdächtigkeit des Glaubens um.“

Dass ihn die ehemaligen Bosch-Kollegen seelsorgerisch zu Rate zogen, wenn er in den Semesterferien in den Betrieb zurückkehrte, „half mir später als Prediger, den Ton zu treffen. Gewöhnlich fing ein Gespräch etwa so an: Hör mal, du wirst doch Himmelskomiker, ich habe da ein Problem mit meinem Sohn.“ Und dann war da ja noch die Schlüsselschraube: „Die Hohnsägigkeit so genannter gebildeter Leute gegenüber Arbeitern und Handwerkern ist lächer- lich. Ein handwerklicher Fachdialog – das ist für mich wie Musik.“

Horst Hirschler, seit 1999 als Bischof im Ruhestand, ist wieder zum Handwerker geworden. Zum Goldschmied. An seinem Al- tersitz in Loccum hat er sich eine Werkstatt eingerichtet. Er treibt Silberbecher, fertigt Schmuck und vergoldet.

DIE SÄNGERIN (KRANKENSCHWESTER) Es gibt Leute, deren berufliche Zufriedenheit erfüllt sich im entscheidenden Sowohl-als-auch. Wie Christiane Hohensee aus Hamburg-Harburg. „In der Grundschule habe ich gesagt, ich möchte Sängerin werden. Als Schülerin habe ich in der Schola meiner Kirchengemeinde

gesungen. Und irgendwann war sie da, die Stimme. Ich habe mein erstes Solo gesungen, da war ich 16 oder 17 Jahre alt. Genaue kann ich das nicht sagen. Aber Singen als Beruf zu wählen, dazu hat mir niemand Mut gemacht. Niemand sagte: Versuch es!“

Nach dem Abitur wusste Christiane Hohensee nicht so recht, was sie machen sollte. Schließlich absolvierte sie eine Ausbildung zur Krankenschwester, Arbeitete. Heiratete. Bekam vier Kinder. Die Sängerei aber ließ sie nicht los. „Ich habe immer an meiner Stim- me gearbeitet. Gleichzeitig bin ich mir selbst gegenüber ober- kritisch.“ Und dann passierte es doch noch, da war sie schon Ende zwanzig: „Ich traf auf eine Gesanglehrerin, die mir Mut machte, die sagte: Versuch es!“ Erste Engagements in einem Oratorium, in einer Bach-Passion. Im norddeutschen Raum spricht es sich herum: Da ist eine Frau mit einer beachtlichen, ausdrucksstarken Alt- stimm.

Die Anfragen werden häufiger, vor allem aus der kirchlichen Konzertszene. Weihnachtsoratorien in einer Hamburger Kirche, Mendelssohn Bartholdys „Elias“ in einer niedersächsischen Klein- stadt, ein Abend mit Liedern von Richard Strauss. Advent und die Passionszeit sind Hochsaison. „Ich habe gut zu tun. Ich bin zufrie- den. Vielleicht ist alles so geworden, weil sich der Sängerberuf aus dem Hobby entwickelt hat. Ohne große Entscheidung. Meinem Le- ben eine 180-Grad-Wende zu geben, das wäre nicht meine Sache.“ So liegt es in ihrer Natur, dass sie den alten Beruf nicht einfach aufgegeben hat. Christiane Hohensee hat lediglich den Schwer- punkt verlagert. Seit ein paar Semestern studiert sie an einer Fach- hochschule „Pflegemanagement“.

„Das muss ich tun! Singen, soziale Arbeit, Familie – wenn ich die- se drei Elemente vereinbaren kann, geht es mir gut. Und zurzeit geht es mir sehr gut. Natürlich muss man hie und da Abstriche machen. Im Studium mache ich meine Scheine solo. Es wäre sicher mehr drin, wenn ich mich voll darauf konzentrieren würde.“ Im Gesang ist Christiane Hohensee viel ehrgeiziger, „da möchte ich so gut sein, wie es nur geht. Das Singen, das Auftreten hat eine stark erotische Komponente. Dafür sorgt schon der Rahmen, das festliche Am- biente.“

Wie wäre es mit einem Ausflug in die Oper? „Ich glaube, dafür habe ich zu wenig Ellenbogen. Das hätte ich früher probieren müs- sen.“

Nein, sie ist zufrieden. „Ich bin ein tief religiöser Mensch. Ich weiß, dass meine Stimme eine Gabe ist, die mir geschenkt wurde. Ich tu alles, um diese Gabe zu würdigen. Ich möchte sie präsen- tieren. Ich möchte meine eigene Freude an der Musik mit dieser Stimme anderen vermitteln. Wenn ich wahrnehme, dass mir das ge- lüht, macht mich das ein gutes Stück glücklich.“

LEBENS LÄUFE – für den Psychologen Viktor E. Frankl gibt es da wenig Raum für Zufälligkeiten: „Im Leben, das da abläuft, im Dasein, das da abrollt, expliziert sich die Person, entfaltet sie sich, wird sie augenfüllt wie ein Teppich, der erst dann sein unverwechsel- bares Muster erhält.“

chrismon-Chefedakteur ARND BRUMMER beeindruckte an seinen Gesprächspartnern, das keiner von ihnen seinen Lebensberuf wählte, um damit reich zu werden

Fotos: BERND JONKMANN (5) und ISOLDE OHLBAUM

